

DIRK HUSEMANN

DIE
BEUTE

ROMAN

AUF DER
FLUCHT MIT DER
MONA LISA

lÜbbe

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Die Figuren der Handlung

Teil I

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Teil II

Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42

Teil III

Kapitel 43
Kapitel 44
Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47
Kapitel 48
Kapitel 49
Kapitel 50
Kapitel 51
Kapitel 52
Kapitel 53
Kapitel 54

Nachwort

Dank

Über dieses Buch

Frankreich 1940. Colonel Pierre Delort, Organisationsgenie der Armee, erhält einen unmöglichen Auftrag: Er soll über dreitausend Gemälde, Statuen und Artefakte aus dem Louvre evakuieren, bevor die Wehrmacht in Paris einmarschiert. Schon bald heftet sich ein deutsches Einsatzkommando an Delorts Fersen, und eine gefährliche Jagd beginnt. Den größten Schatz trägt Delort stets im Handgepäck bei sich: die Mona Lisa. Und allmählich begreift der nüchtern kalkulierende Offizier, warum dieses kleine Porträt für die Welt von so großer Bedeutung ist ...

Über den Autor

Dirk Husemann, Jahrgang 1965, gräbt als Wissenschaftsjournalist und Archäologe Geschichten aus. Er studierte Ur- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie und Ethnologie in Münster und schreibt Reportagen und Sachbücher, zum Beispiel über die älteste Stadt der Welt in Syrien, die letzten Geheimnisse von Stonehenge oder Fleischdoping bei den antiken Olympischen Spielen. Sein Debütroman »Ein Elefant für Karl den Großen« wurde in mehrere Sprachen übersetzt.

DIRK HUSEMANN

**DIE
BEUTE**

AUF DER
FLUCHT MIT DER
MONA LISA

ROMAN

l**ü**bb**e**

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Originalausgabe

Copyright © 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze, Bonn
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München
Einband-/Umschlagmotive: © shutterstock.com: zef art | Olena Zaskochenko |
Evgeniia Litovchenko | Ysbrand Cosijn; © Lee Avison/trevillion.com
eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7517-0990-3

luebbe.de
lesejury.de

Die Figuren der Handlung

Pierre Delort, *Colonel*
Gérard, *sein Bruder, Soldat*
Marianne, *seine Schwester*
Jean-Auguste, *ihr Sohn*

Henri Verne, *Direktor des Louvre*
Gaston Récine, *Kunsthistoriker*

Floride Harlé, *Automechanikerin*
Der alte Harlé, *ihr Vater*
Spartaco, *Gewichtheber*
Georges Bersonides, *Lehrer*
Ladislas Lemaisier, *Kaufmann und Funker*
Laurent Pataille, *Gefreiter*

Raoul Martín, *spanischer Flüchtling in Cléry-Sainte-Anne*
Celedonio, *sein Vater*
Elsa, *seine Mutter*
Miguel, *sein Bruder*

Pfarrer Gallimard, *Geistlicher in Cléry-Sainte-Anne*
Michel Delapont, *Winzer in Cléry-Sainte-Anne*
Josette, *seine Tochter*
François, *Tischlergeselle*
Madame Denoit

Prudent de Valantin, *Marquis, Schlossherr von Chambord*

Camille und Louise, *seine Töchter*
Serge, *Hausdiener in Chambord*

Curt Hardefust, *Obersturmbannführer und dt.*
Botschafter in Paris

Ursula, *seine Frau*

Konrad Heißberger, *ss-Hauptamtsleiter*

Hermann Göring, *Reichsmarschall*

Albert Speer, *Architekt*

Alfred von Vollard-Bockelberg, *General*

Harald Meißner, *Oberleutnant*

Teil I

Drei rote Punkte

Kapitel 1

MADRID, MUSEO DEL PRADO,
FEBRUAR 1939

Wenn Pierre Delort in ein Museum ging, schloss er für gewöhnlich die Augen.

Genauso wie die Schönheit der Gemälde, Artefakte und Skulpturen liebte er ihre Gerüche: das Aroma von Leinöl und Lösungsmitteln, von Holz und Harz, von alten Zeitungen und vom Pfeifenrauch, den die Maler auf ihre Leinwände geblasen hatten. Das war *l'Eau d'Atelier*. Das war *l'Essence de Musée*. Das war der Duft der Kunst.

Doch jetzt hielt sich Colonel Delort ein Taschentuch vor die Nase. Im Prado, Madrids berühmtem Museum, stank es nach Qualm und Flugbenzin. Pierres Augen tränten. Über dem großen Gebäude dröhnten Flugzeugmotoren. Geschosse knallten. Statt der Sterne, die sonst durch das Glasdach funkelten, sah er das Aufleuchten von Explosionen. Der Angriff der Faschisten hatte begonnen. Die spanische Hauptstadt stand unter Beschuss.

Gérard kam auf Pierre zugelaufen. Das Blitzen der Flugabwehrgeschütze riss die vertraute Gestalt aus der Dunkelheit, nur um sie im nächsten Moment wieder darin verschwinden zu lassen. »Hast du endlich alles?«, hörte Pierre ihn rufen.

»Einen Augenblick noch«, antwortete Pierre und steckte das Taschentuch weg. Den Gestank ignorierend, leuchtete er mit der Handlampe auf das Klemmbrett in seiner linken Hand. Darauf waren dicht beschriebene Bögen Papier

befestigt. Der Lichtkegel tanzte über berühmte Namen: Albrecht Dürer, Hieronymus Bosch, Francisco de Goya, Rembrandt van Rijn, daneben standen die Titel ihrer Gemälde. Am Ende jeder Zeile hatte Pierre eine Markierung gesetzt, ein kleines »v« mit ungleichen Schenkeln, das ihm verriet: Dieses Bild war bereits aus dem Museum evakuiert worden und rollte auf einem Lastwagen in Richtung der französischen Grenze. Jedes einzelne dieser Häkchen war für Pierre ein Siegeszeichen.

Eine Detonation ließ die Wände erbeben. Pierre blickte sorgenvoll zum Glasdach der Galerie auf.

»Wir verschwinden!«, rief Gérard und zog am schmutzigen Ärmel von Pierres Uniformjacke.

Pierre riss sich los. »Warte doch«, sagte er. Sein Blick flog über die Liste. Die Häkchen standen in Reih und Glied. Alles schien vollständig abtransportiert worden zu sein, Kunstwerke von Weltrang, gerettet vor den deutschen Bomben, die die spanischen Faschisten über Madrid abwarfen.

Er blätterte um. Auf Seite zwei las er die Namen von Michelangelo Buonarotti, El Greco und Fra Angelico. Auch hinter ihren Werken waren die Häkchen gesetzt.

Dann sah er die Lücke.

»Las Meninas ist noch hier im Haus«, sagte Pierre.

Ein berstendes Geräusch war zu hören, gefolgt vom Jaulen überdrehender Motoren. Die Flugabwehr musste einen Bomber erwischt haben.

»Du kommst jetzt mit«, rief Gérard und riss erneut an Pierres Uniform. »Wir haben mehr als tausend Kunstwerke verladen. Auf dieses eine kommt es nicht an.«

Pierre legte eine bebende Hand auf Gérards bloßen Arm. Der untersetzte Soldat hatte die Ärmel seines Militärhemds hochgekremgelt. Seine Haut fühlte sich heiß an, und die dichten Haare auf seinem Unterarm waren aufgerichtet. Er zitterte.

»Aber es ist Las Meninas«, sagte Pierre so ruhig wie möglich. »Ein Velázquez.«

»Na und?« Gérards Augen waren aufgerissen. »Du hast dein Leben heute schon für genug Leinwände aufs Spiel gesetzt!«

Pierre zögerte. Von seiner Stirn fiel ein Schweißtropfen auf das Klemmbrett und verschmierte zwei kleine Siegeszeichen. Es ging ihm ja ebenso wie Gérard, auch in seinem Bauch lag der kalte Klumpen der Angst.

»Wenn wir dieses Bild zurücklassen, sind wir gescheitert.« Pierre klopfte mit der Lampe gegen das Klemmbrett. Der Lichtschein streifte die Wände der großen Galerie. Wo noch vor wenigen Stunden Gemälde gehangen hatten, ragten nur noch Haken und Drahtseile aus dem Putz hervor. Der Prado war ein ausgeschlachteter Kadaver. »Wenn es hier verbrennt, wäre das viel mehr als nur der Verlust eines alten Ölgemäldes. Es wäre der Triumph des Faschismus über den freien Geist des Menschen. Verstehst du? Franco kann Madrid erobern. Er kann sich ganz Spanien nehmen. Aber die Freiheit, Gérard, die bekommt er nicht. Nicht, solange wir beide noch hier sind und darauf achten!«

Das Jaulen wurde lauter und endete in einem Krachen. In der folgenden Stille war das Rieseln von Putz zu hören, der sich aus den Mauern des Museums löste.

Gérard stöhnte. »Du bist zwar mein kleiner Bruder, aber dein Sturkopf war schon immer größer als meiner. Wo finden wir dieses Bild?«

Pierre richtete das Licht wieder auf die Liste. »Saal zwölf«, sagte er in das Platzen einer Detonation hinein. Er deutete auf eine Treppe am Ende der großen Halle. »Dort entlang.«

In Saal zwölf stand Wasser. Es reichte ihnen bis zu den Knöcheln, irgendwo musste eine Leitung geplatzt sein. Das Atmen fiel schwer, denn die Rotunde war voller Rauch.

Trotzdem war sofort zu erkennen, dass alle Gemälde entfernt worden waren.

»Wo ist dieses Bild denn nun?«, fragte Gérard ungeduldig. »Hast du dich im Saal geirrt?«

Pierre stapfte durch das Wasser bis vor die Wand. »Unmöglich.« Er tastete über den Putz. »Es war hier. Ich habe es vergangene Woche selbst gesehen, als ich die Liste erstellt habe.«

»Dann hat es wohl jemand mitgenommen«, schlussfolgerte Gérard.

»María Teresa und Rafael waren für diesen Flügel zuständig«, sagte Pierre. Er spürte Zorn in sich aufwallen. »Ich hatte ihnen doch befohlen, sich an die Pläne zu halten und jedes evakuierte Bild abzuhaken.« Kopfschüttelnd watete er zum Ausgang des Saals. »Wenn hier jeder macht, was er will, werden wir hinterher nichts mehr wiederfinden.«

»Wenn wir dann überhaupt noch am Leben sind«, versetzte Gérard.

Diesmal leistete Pierre keinen Widerstand, als sein Bruder ihn durch die dunklen Fluchten des Prado zog. Früher hatte Pierre sich immer gewünscht, eine Nacht allein in einem Museum wie diesem verbringen zu können. Jetzt eilte er durch die gespenstisch leeren Säle und Korridore wie durch ein alpträumhaftes Labyrinth.

Wo war Las Meninas?

Das Bild hatte etwas Geisterhaftes. Es war die Krönung im Werk von Diego Velázquez. Es zeigte die fünfjährige spanische Königstochter Margarita im Kreis ihrer Hofdamen. Und es zeigte den Maler selbst, der sich mit Staffelei und Farbpalette neben der Königstochter in Szene gesetzt hatte. Was Velázquez dabei wohl im Sinn gehabt hatte? Bislang war es noch niemandem gelungen, dieses Rätsel zu lösen. Und wenn das Gemälde jetzt in der Bombennacht von Madrid verschwand, würde sein Geheimnis mit ihm untergehen.

Kühle Nachtluft schlug Pierre und Gérard entgegen, als sie die Stufen zur Plaza Murillo hinabliefen. Der Himmel über den Dächern der Stadt wurde von den tastenden Fingern der Suchscheinwerfer zerschnitten. Am Seiteneingang des Museums hatten sie die Lastwagen geparkt. Um die Plaza war ein kleiner Park angelegt, und Pierre hatte daraufgesetzt, dass die Frühlingsblätter in den Baumkronen den Bomberpiloten die Sicht auf die Wagen nehmen würden. Das hatte offenbar funktioniert. Nur ein einziger Laster wartete noch in der Dunkelheit.

»Miguel, wo bist du?«, rief Pierre.

Unter dem Fahrzeug war eine Bewegung zu erahnen. Kurz darauf kam ein Mann zwischen den Reifen hervorgekrochen. Er war jung, kaum älter als achtzehn, und trug das Barett der Freiwilligenverbände, die Madrid gegen den Ansturm der Faschisten verteidigten.

»Zur Stelle, Señor Coronel«, sagte Miguel. »Die anderen sind schon unterwegs. Ich hielt es für das Sicherste, unter dem Wagen auf Sie zu warten.«

Die Ladefläche des Lasters war geschlossen. Pierre schob die Plane zur Seite. In der Dunkelheit dahinter erkannte er schemenhaft dicht an dicht stehende Bilderrahmen. »Las Meninas. Ist das Bild auf dem Wagen?«

Miguel schaute ihn ratlos an. »Señor. Monsieur. Ich kenne die Gemälde leider nicht mit Namen.« Er deutete ins Innere des Lastwagens. »Aber der Wagen ist voll bis auf den letzten Millimeter. Und wir müssen abfahren.«

»Es ist ein Velázquez. Die Infantin mit Hofdamen. Ein kleines blondes Mädchen.«

Miguel zuckte mit den Schultern.

Pierre spürte, wie er die Nerven verlor. Er versuchte sich zusammenzureißen. Miguel war nicht schuld an der Misere. »Das Bild ist groß«, begann er noch einmal. »Etwa drei mal zweieinhalb Meter.«

»María Teresa und Rafael könnten es herausgebracht haben«, warf Gérard ein. »Waren sie hier?«

Miguel rieb sich eine Wange. Im Aufblitzen eines Geschosses war sein jugendliches Gesicht zu erkennen. Mein Gott, dachte Pierre, als er den Flaum auf der Oberlippe Miguels sah, der hat ja noch nicht einmal einen Bart.

»*Sí, sí, sí*«, beeilte sich Miguel zu sagen. Die Laute klangen wie die Querschläger eines Schnellfeuergewehrs. »María Teresa und Rafael waren hier. Sie haben ein Bild aus dem Museum getragen. Es war so groß.« Er deutete den Umfang mit ausladenden Gesten an.

»Habt ihr es auf diesen Wagen verfrachtet? Oder ist es mit den anderen unterwegs?«, hörte sich Pierre mit erstickter Stimme fragen. Am liebsten hätte er die Antworten aus dem jungen Spanier herausgeschüttelt.

»*No, no, no*«, sagte Miguel und unterstrich seine Worte mit abwehrenden Gesten. »Das Bild war viel zu groß. Die Laster waren alle schon fort, und dieser da ist voll. Es passte nirgendwo rein.«

Pierre spürte, wie etwas in ihm platzte. »Wo ist dieses Bild?«, donnerte er.

Eine Detonation, keine zwei Häuserblocks entfernt, unterstrich seine Worte. Die Abwehrgeschütze husteten.

Miguel deutete auf den Paseo del Prado, die Hauptstraße, keine hundert Meter vom Museum entfernt. »Sie wollten es nicht einfach hier stehen lassen. Da haben sie es mitgenommen.«

»Zu Fuß?«, rief Pierre. »Sie tragen einen Velázquez zu Fuß durch diesen Bombenhagel?« Er schaute zur Hauptstraße hinüber. Dort war alles dunkel. Jede Art von Licht, und wäre es nur das Aufglimmen einer Zigarette, diente den Bomberpiloten als Zielmarkierung.

»Haben sie gesagt, wohin sie das Bild bringen wollten?«, fragte Pierre.

Gérard stellte sich zwischen ihn und Miguel. »Lass ihn in Ruhe, Pierre. Wir haben versucht, deinen Velázquez zu

retten. Aber das ist jetzt vorbei. Die Kommunisten werden sich darum kümmern. Da bin ich sicher.«

»Aber ich nicht«, blaffte Pierre. Er spürte, wie eine schmerzhaft Besessenheit von ihm Besitz ergriff. Was er vorhin zu Gérard über den Triumph des Faschismus gesagt hatte, davon hatte er jedes Wort ernst gemeint. »Kommt! Ohne dieses Gemälde werden wir diese verfluchte Stadt nicht verlassen.«

Pierre riss die Tür zur Fahrerkabine des Lastwagens auf. Beim Einsteigen stieß er mit dem Kopf gegen das niedrige Dach und verlor seinen Offiziershut. Die schwarze runde Kopfbedeckung fiel herunter und rollte davon. Pierre scherte sich nicht darum. Der Schlüssel steckte. Er startete den Motor mit pumpenden Tritten auf das Gaspedal. Wie durch einen Nebel bemerkte er, dass Gérard und Miguel auf der Beifahrerseite einstiegen. Dann rammte Pierre den Rückwärtsgang in das Getriebe, wendete den Wagen und fuhr los in Richtung Hauptstraße.

In der Kabine übertönte das Klappern des Dieselmotors den Kriegslärm über der Stadt. Gérard beugte sich über den in der Mitte sitzenden Miguel zu Pierre hinüber. »Du fährst jetzt Richtung Süden. Das ist ein Befehl. Ich bin der Dienstältere.«

Pierre antwortete nicht. Seine Blicke waren auf die Straße gerichtet. In der Dunkelheit war die Fahrbahn kaum zu erkennen. Er bog in den Paseo del Prado ein und steuerte den Laster nach Norden.

»Pierre! Verdammt!« Gérard versuchte, an den Zug der Handbremse zu gelangen. Doch der war unterhalb des Lenkrads angebracht.

Pierre schlug die Hand seines Bruders weg. »Miguel!«, knurrte er. »Wo liegt das Hauptquartier der Kommunisten?«

»Am Ende der Gran Vía«, rief Miguel über den Motorenlärm hinweg. »Hinter dem großen Lederwarengeschäft.«

»Das ist im Herzen der Stadt«, protestierte Gérard.
»Was glaubst du, wo die meisten Bomben runterkommen?«

Pierre lachte laut und kalt. »Die Kommunisten haben ihren Sitz ausgerechnet dort, wo die Bourgeoisie ihr Geld ausgibt? Komm schon, Gérard! Das müssen wir uns ansehen.« Er achtete nicht mehr auf die Einwände seines Bruders, die sich in Beschimpfungen verwandelten, und trat das Gaspedal durch. Der Laster rumpelte über den zerstörten Straßenbelag. Das durchgesessene Sitzpolster übertrug die Stöße, und Pierre meinte, sogar das Rütteln der Kunstwerke auf der Ladefläche spüren zu können.

Die Abzweigung vom Paseo del Prado in Richtung der Gran Vía war ausladend. Dennoch hätte Pierre sie in der Dunkelheit um ein Haar übersehen. Die kalte Windschutzscheibe war vom warmen Atem der drei Passagiere beschlagen. Pierre trat auf die Bremse. Er setzte ein Stück zurück und bog links ab. Die Straßenzüge und Wohnblöcke lagen auch hier in Finsternis. Die Bomber luden ihre tödliche Fracht jetzt weiter im Westen ab. Der Widerschein der Feuer wirkte beinahe festlich.

In der Fahrbahn vor ihnen klaffte ein Loch. Eine Bombe hatte einen Krater in die Straße gerissen, so groß, dass die Fassaden der Geschäfte an der linken und rechten Seite hineingerutscht waren. Der Boden des Trichters war in der Dunkelheit nicht zu erkennen. Die Trümmer rauchten noch.

Pierre zog die Handbremse an und schlug auf das Lenkrad, dass es ihn schmerzte. »Daran kommen wir nicht vorbei.«

»Müssen wir auch nicht«, sagte Gérard.

»Hör endlich mit dem Gejammer auf!«, fuhr Pierre seinen Bruder an. »Ich sehe ja ein, dass wir sie nicht mehr finden werden. Aber versuchen mussten wir es wenigstens.« Er keuchte. »Also gut. Raus aus der Stadt!«

»Willst du dein Bild denn nicht mitnehmen?«, fragte Gérard.

Pierre funkelte seinen Bruder zornig an. Wollte Gérard ihn im Augenblick der Niederlage verspotten? Miguel streckte einen Arm aus und wischte mit dem Ärmel seiner Jacke über die Windschutzscheibe. Durch die klaren Stellen auf dem Glas sah Pierre Las Meninas am Rand des Kraters stehen. Das Bild lehnte an einem verbogenen Laternenpfahl. Das goldene Haar von Prinzessin Margarita leuchtete selbst in der Dunkelheit aus der Leinwand hervor.

Die drei Männer sprangen aus dem Wagen.

»Raffa? María?«, rief Gérard.

»Auf und davon«, stellte Pierre fest.

»Und wenn sie getroffen wurden?« Gérard kletterte zwischen den Trümmern umher.

»Dann wäre das Gemälde auch zerstört«, antwortete Pierre. Er trat an das Bild heran. Als er über den Rahmen strich, stellte er an einer Stelle einen Riss fest. Die Leinwand selbst schien jedoch unbeschädigt zu sein.

»Sie sind vermutlich da rüber.« Er deutete über den Krater. Daraus ragten beindicke Kabel hervor wie das zerrissene Gedärm der Stadt. An einer Stelle türmte sich Schutt in dem Loch, hoch genug, um darüberzubalancieren. »Aber sie konnten das Bild nicht mitnehmen.«

Ein Wind zog durch die Straße. Etwas knisterte. An einer der Ruinen baumelte die Leuchtreklame eines Zigarettengeschäfts und flackerte auf. *Tabacos. Efectos Timbrados. Lotería* leuchtete es in roten und gelben Buchstaben.

»Pierre!«, rief Gérard. »Das Licht!« Mit drei Sätzen hatte Pierre das Schild erreicht, packte das baumelnde Kabel und riss es heraus. Die Reklame erlosch.

Für einen Moment standen die Männer still und schauten zum Nachthimmel hinauf. Hatte einer der Bomberpiloten das Leuchten gesehen? Aus Richtung des Linarespalastes war das Blubbern großer Motoren zu hören. Doch es kam nicht näher.

»Schnell jetzt«, rief Pierre und lief mit Gérard zu dem Gemälde. Miguel wollte ihnen folgen, aber Pierre schickte ihn zurück. »Wende den Wagen. Damit wir gleich losfahren können.« Wie sie das großformatige Kunstwerk in dem vollen Laderaum unterbringen sollten, musste sich noch herausstellen.

Pierre postierte sich an einem Ende des Bildes, Gérard am anderen. Unter ihren Stiefeln knirschte der Schutt. »Pass auf, dass du die Leinwand nicht berührst«, sagte Pierre. Sie hoben den Rahmen an. Das Gemälde war leichter, als seine Größe vermuten ließ. Kein Wunder, dass ihre Kameraden geglaubt hatten, sie könnten es auch ohne Fahrzeug in Sicherheit bringen.

Pierre ging rückwärts in Richtung des Lasters. Er hörte den Wagen anspringen. Das dumpfe Tuckern hallte durch die leere Straße. Miguel setzte zurück und würgte dabei den Motor ab. Als er ihn wieder anließ, flammten die Scheinwerfer auf. Die Lichtfinger schnitten Pierre und Gérard mit dem Gemälde aus der Dunkelheit.

»Licht aus!«, brüllte Gérard. Doch nichts geschah.

Miguel stieg aus der Fahrerkabine. »Ich bin an den Schalter geraten, und jetzt finde ich ihn nicht wieder.«

»Links unter dem Blinker«, rief Pierre. Wusste Miguel, wo der Blinker war?

»Was?«, rief Miguel zurück.

»Unter dem Blinker«, rief Pierre noch einmal. Erst da fiel ihm auf, dass er gegen den Lärm eines sich nähernden Flugzeugs anschrie.

Im nächsten Moment war der Bomber über ihnen.

»Weg!«, brüllte Pierre seinem Bruder zu. Er ließ das Bild los. Er bemerkte noch, dass es langsam zur Seite kippte. Dann sprang er in den Bombenkrater hinein.

Er kam hart auf dem Rücken auf. Etwas landete auf seiner Brust, und ihm blieb die Luft weg. Ein Knall war zu hören, dann die sich entfernenden Motoren des Flugzeugs.

Pierre schlug die Augen auf. Über dem Rand des Kraters war Feuerschein zu sehen. Gérard lag auf ihm. Auch er hatte sich in den Bombentrichter geworfen. Hoffentlich war er wohlauf. Hoffentlich hatte das Gemälde keinen Schaden genommen.

»Aufstehen, Gérard«, sagte Pierre. Er schob seinen Bruder von sich herunter. Gérards schlaffer Körper rollte zur Seite und blieb reglos liegen.

»Ich muss dich doch wohl nicht hier raustragen«, witzelte Pierre gegen die Sorge an, die seine Stimme zu lähmen versuchte. Er beugte sich neben Gérard und fasste an dessen Arm entlang zu seiner Schulter, zu seinem Hals hinauf.

Erst jetzt bemerkte er die warme Feuchtigkeit, die sein Hemd durchdrang, an der Stelle, an der sein Bruder auf ihm gelegen hatte.

»Steh auf!«, rief Pierre. Er tastete nach Gérards Hals, um den Puls zu fühlen. Schon bevor seine Finger die Wunde fanden, wusste er, dass sein Bruder tot war.

Kapitel 2

PARIS, LOUVRE,
JUNI 1939

In ganz Paris hörte man den Krieg. Dabei war er noch gar nicht ausgebrochen. Wie gewöhnlich tranken die Menschen ihren Pastis im Café um die Ecke, tauschten Küsse im Jardin du Luxembourg, flanierten an den Modehäusern der Rue du Faubourg Saint-Honoré entlang, gingen ihrer Arbeit nach oder lehnten sich aus dem Fenster, um dem Treiben zuzusehen. Doch unter der dünnen Haut der Normalität brodelte es. Jede Plauderei über die jüngste Theaterpremiere, über die Preise von Fleisch, über die ungewollte Schwangerschaft der Nachbarstochter führte unweigerlich zu dem Thema, das eigentlich alle vermeiden wollten: Adolf Hitler hatte im März das Münchner Abkommen gebrochen und die Tschechoslowakei vollständig besetzt. Was würde als Nächstes kommen?

»Der Krieg«, sagte Henri Verne, »ist unvermeidbar.« Der Direktor des Louvre saß hinter seinem Schreibtisch im Verwaltungstrakt des Museums. Die Wände seines Büros waren mit Bildern tapeziert: Fotografien schneidiger Offiziere, Skizzen von Jünglingen am Sterbebett der Geliebten, Seestücken und barocken Damen mit frivol verrutschten Dekolletés. Dazwischen standen Regale mit orientalisches anmutenden Artefakten und kunstvollen Parfümflakons. An einem Haken hing ein Gewehr mit Steinschloss, das aus dem vorletzten Krieg zu stammen schien. Vernes Büro war ein Museum im Museum. Und der

graubärtige Leiter des Louvre, dem alle französischen Nationalmuseen unterstanden, hockte inmitten der Sammlung wie ein Fossil. Ein Fossil, das qualmte.

Henri Verne zog an einer Zigarre, blies Rauch gegen die Decke und ließ die Asche zu Boden fallen. »Ich verstehe immer noch nicht, was Sie an unserem Plan zur Evakuierung des Louvre auszusetzen haben, General Potard.«

»Ihr Plan, Monsieur Verne, ist ganz ausgezeichnet«, sagte der Angesprochene, auch er ein Mann im fortgeschrittenen Alter, mit federigem weißem Haar und rosigen Wangen. Er saß in einem Sessel vor Vernes Schreibtisch. Sein in einer schwarzen Uniform steckender Leib hatte die Form eines Apfels, aus dem Stöcke als Arme und Beine herausragten. »Ich bin sicher, dass all dies 1933 funktioniert hätte.« Potard wedelte den Rauch beiseite, der von Vernes Zigarre zu ihm herüberzog. »Allerdings schreiben wir das Jahr 1939. Und die Zeiten, mein Bester, haben sich geändert, sie sind ungewisser denn je, wie wir gerade erfahren müssen.«

»Dann erklären Sie uns, warum Direktor Verne irren sollte, General«, sagte ein junger Mann, der in einem zweiten Sessel neben Potard saß. Er hatte ein Jungmännergesicht mit aufgekämmtem Stutzbärtchen und kurz geschnittenem lockigem Haar. »Der Plan des Direktors ist ein Meisterwerk. Wenn die Deutschen tatsächlich Frankreich angreifen sollten, könnten wir den Louvre damit im Handumdrehen leer räumen.«

»Das bestreite ich auch gar nicht, Monsieur Récine«, erwiderte Potard. »Was mir daran nicht gefällt, ist das, was nach der Evakuierung kommen soll. Die Orte, an denen Sie die Kunstwerke vor der Wehrmacht verstecken wollen, sind dafür ungeeignet. Wenn die Deutschen Paris besetzen sollten – was Gott verhüten möge – werden sie genauso denken wie Monsieur Verne. Und dann werden Frankreichs Kunstschätze entdeckt und nach Berlin abtransportiert

werden. Und zwar im Handumdrehen, wenn Sie erlauben, dass ich Ihren Ausdruck verwende.«

Récine richtete sich in seinem Sessel auf, lehnte sich zu Potard hinüber und holte tief Luft. Doch bevor er etwas sagen konnte, schaltete sich der Direktor ein. »Wo bleibt denn nun ihr Experte, General? Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.« Wieder stieß er eine Rauchwolke aus.

Potard zog eine Taschenuhr hervor, klappte den Deckel auf und schaute auf die Zeiger. »Noch zwei Minuten bis zum vereinbarten Zeitpunkt. Colonel Delort wird pünktlich hier sein. Verlassen Sie sich drauf.«

»Stimmt es, was man sich über ihn erzählt?«, fragte Récine. »Dass er in Madrid gescheitert ist?«

»Colonel Delort ist es gelungen, den Prado vollständig zu evakuieren, bevor die Faschisten Madrid einnehmen konnten«, erklärte Potard mit ruhiger Stimme. »Alle Kunstwerke haben Spanien unbeschadet Richtung Genf verlassen. Bezeichnen Sie das als gescheitert?«

»Er soll Menschenleben aufs Spiel gesetzt haben«, entgegnete der junge Mann. »Wie man hört, war Las Meninas mit Blut gesprenkelt, als das Gemälde in Genf eintraf. Die Restauratoren können die Flecken angeblich nicht mehr entfernen.«

Potard räusperte sich. »Sie sind gut informiert, Monsieur. Allerdings ist das Blut nur auf der Rückseite des Rahmens zu sehen. Die Leinwand ist unbeschädigt. Gérard Delort, der Bruder des Colonels, hat die Druckwelle einer Detonation mit seinem Leib abgefangen und das Bild dadurch vermutlich gerettet. Er selbst ist ums Leben gekommen.«

»Eine tragische Geschichte«, sagte Verne. Die Zigarrenspitze wackelte zwischen seinen Zähnen.

»Wie soll jemand, der andere solche Risiken eingehen lässt, dabei helfen, die größten Kunstwerke Frankreichs vor den Deutschen zu retten?«, fragte Récine scharf. »Wollen Sie ein Blutbad im Louvre anrichten?«

»Fragen Sie doch den Colonel selbst«, sagte Potard. Er erhob sich aus seinem Sessel und ging zur Tür. Dort blieb er stehen, in der rechten Hand die Türklinke, in der linken seine Taschenuhr. Einen Augenblick wartete er noch, den Blick auf die Zeiger geheftet. Dann zog er die Tür auf und sagte: »Kommen Sie herein, Pierre.«

Im Eingang stand ein Mann mit langem Kinn und dünnem Oberlippenbart. Er trug die Uniform der Offiziere im französischen Heer: schwarze polierte Schuhe, eine rote Hose mit einem schwarzen Streifen an den Seiten, eine schwarze Jacke mit silbernen Aufschlägen und Epauletten auf den Schultern sowie einen runden Hut, der das Rot, Schwarz und Silber der anderen Kleidungsstücke aufnahm. Colonel Delort sah elegant aus, aber unter seinen großen braunen Augen lagen Schatten, und seine Wangen waren eingefallen.

»Messieurs«, sagte General Potard, »ich stelle Ihnen Pierre Delort vor. Colonel im vierten Regiment der Rad fahrenden Dragoner.«

Delort salutierte mit weiß behandschuhter Hand.

Henri Verne erhob sich und winkte den Gast mit der Zigarre in den Raum. Die Männer gaben sich über den Schreibtisch hinweg die Hand.

»Colonel Delort«, hob Verne an. »Ich freue mich, dass Sie Zeit für uns gefunden haben. Wir werden Sie nicht lange aufhalten. Darf ich Ihnen Doktor Gaston Récine vorstellen? Er ist mein Stellvertreter.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Colonel.« Récine stand auf und schüttelte Pierres Hand. »Rad fahrende Dragoner?«, fragte er. »Was muss man sich denn darunter vorstellen?«

»Unser Regiment war früher mit Fahrrädern ausgestattet«, antwortete Pierre. »Dadurch hatte es eine hohe Marschgeschwindigkeit und konnte sich lautlos bewegen. Außerdem waren die Fahrzeuge leicht zu

reparieren und brauchten kein Benzin. Vorteile, die im Feld nützlich sein können.«

Récine schien nach einem Anflug von Ironie in Pierres Worten zu suchen. »Würde sich die Kriegsmaschine der Wehrmacht von Soldaten auf Fahrrädern aufhalten lassen?«

Pierre ließ die Hand los. »Das wäre eine interessante Möglichkeit, Monsieur. Aber das Oberkommando des Heeres hat schon vor Jahren entschieden, unsere Fahrräder gegen Motorräder mit Beiwagen auszutauschen. Nur der Name unseres Regiments ist geblieben. Ich fahre allerdings noch immer mit dem Rad durch Paris.«

»Messieurs«, sagte Henri Verne, »wir wollen über die mögliche Evakuierung des Louvre sprechen. Fahrräder werden dabei gewiss nicht zum Einsatz kommen.« Der Direktor trat zu einer Landkarte an der Wand, die zwischen den Gemälden wie ein weiteres Kunstwerk wirkte. Sie zeigte Frankreich.

»Wie Sie wissen, besteht die Möglichkeit, dass Hitler Frankreich angreifen wird.« Er schaute in die Runde. Die drei Männer nickten und traten näher an die Karte heran. »Wir müssen mit Bomben auf Paris rechnen. Der Louvre könnte in Flammen aufgehen. Und selbst wenn die Wehrmacht die Stadt besetzt, ohne sie in Trümmer zu legen, wird Hermann Göring nichts Eiligeres zu tun haben, als unsere Museen zu plündern, um unseren nationalen Kunstschatz in seine Privatsammlung zu überführen. Berlin, Messieurs, giert danach, endlich den Schlüssel zu unseren Schatzkammern in die Finger zu bekommen. Das müssen wir verhindern.«

»Koste es, was es wolle!«, rief Récine ein wenig zu laut.

Verne fischte eine große Brille mit Hornfassung aus der Brusttasche seines Jacketts und setzte sie auf. Dann deutete er mit der Spitze seiner Zigarre auf die Karte. »Paris und der Louvre«, sagte Verne. »Hier sind Zehntausende Kunstwerke untergebracht. Wir können unmöglich alle retten. Deshalb habe ich eine Auswahl

getroffen. Ich glaube, dass es uns gelingen kann, eintausend der wichtigsten Objekte zu evakuieren. Die weniger bedeutenden Werke überlassen wir aber auch nicht einfach den Nazis. Wir verstecken sie unter dem Museum. Wie Sie vielleicht wissen, war der Louvre einst eine Festung. Und die alten Grundmauern und Gewölbe sind noch immer vorhanden. Nur weiß kaum jemand, wie man hineingelangt, am allerwenigsten die Deutschen. Dorthin bringen wir alles, was nicht evakuiert werden kann. Da sind die Kunstwerke vor dem Zugriff des Feindes und sogar vor Bombenangriffen sicher.« In den Augen des Direktors blitzte es. »Und das ist noch nicht alles! Die unbedeutendsten Gemälde verbergen wir so schlecht, dass die Deutschen auf ihre Spur stoßen werden. Göring wird alles daransetzen, dieser Fährte zu folgen. Und am Ende wird er mit einer Handvoll zweitklassiger Kunst dastehen. Zugleich wird ihn die Aussicht auf Erfolg blind machen und von den wirklich bedeutenden Objekten ablenken, die bis dahin für ihn unerreichbar sein werden.«

»Bravo!« Récine applaudierte. »Monsieur Verne, Sie sind ein Genie.«

»Tatsächlich.« Potard nickte zurückhaltend. »Ein formidabler Plan. Was halten Sie davon, Colonel Delort?«

»Unterschätzen Sie die Deutschen nicht«, sagte Pierre. »Die SS wird ein geheimes Magazin unterhalb des Louvre früher oder später aufstöbern, es sei denn, Sie vernichten alle schriftlichen Informationen darüber und bringen jeden zum Schweigen, der davon weiß.«

»Zum Schweigen bringen?«, wiederholte Récine. »Sollen wir unsere Angestellten etwa hinrichten lassen? Wir sind doch nicht im alten Ägypten.«

Pierre lächelte den jungen Mann an. »Wenn die Deutschen erst einmal hier sind, werden Sie sich noch wünschen, im Reich der Pharaonen zu leben, Doktor Récine. Glauben Sie mir. Ich habe in Spanien erlebt, wozu Faschisten fähig sind.«

»Bei allem Respekt vor dem, wozu Sie selbst fähig sind«, erwiderte Récine. »Methoden wie Ihre können wir in Paris nicht dulden.«

»Von welchen Methoden sprechen Sie?« In Pierres Stimme lag ein lauernder Unterton.

»Messieurs«, unterbrach Henri Verne, »bitte bleiben Sie bei der Sache. Doktor Récine, schenken Sie uns bitte Cognac ein.« Er deutete auf ein Wägelchen neben seinem Schreibtisch, auf dem Flaschen und Gläser aufgereiht waren.

Récine schaute seinen Vorgesetzten fragend an. »Monsieur le Directeur?«

»Wir könnten jetzt alle einen Schluck vertragen«, fuhr Verne fort. »So ist es doch, nicht wahr, Messieurs?«

»Ich habe Ihre Flasche Montaubert schon geraume Zeit im Visier«, stimmte General Potard zu.

Récine blieb nichts übrig, als der Aufforderung Folge zu leisten. Während er sich mit klingelnden Geräuschen an dem Cognacwagen zu schaffen machte, sprach Verne weiter.

»Sie glauben also, Colonel Delort, dass die Nazis das Versteck unter dem Louvre finden würden?«

»Das ist keine Frage von glauben,« antwortete Pierre. »Ich bin sicher.«

»Welches Vorgehen würden Sie stattdessen empfehlen?«, wollte Verne wissen.

Récine ging mit einem Tablett voller Gläser herum. Pierre bediente er als Letzten. Die Männer tranken.

»Ich würde den gesamten Louvre evakuieren«, sagte Pierre.

»Alles?«, platzte es aus Verne heraus. »Wissen Sie, wovon Sie da sprechen?«

»Von viertausenddreihundertundachtzehn Gemälden sowie fünfzehntausendvierhundertunddrei Reliefs, Zeichnungen, Skulpturen und Kunstobjekten«, zählte

Pierre auf. »Die jüngsten Neuzugänge vom 16. März mitgerechnet.«

»Unmöglich!« Récine lachte freudlos über den Rand seines Glases hinweg. »Niemand kann das schaffen.«

Pierre warf dem jungen Mann einen finsternen Blick zu. »Sie finden den Versuch, Frankreichs Kunst vor den Deutschen zu retten, belustigend?«

»Uns fehlen die Möglichkeiten, alles in Sicherheit zu bringen«, sagte Henri Verne. »Deshalb hatte ich eine Auswahl getroffen.«

»Wohin wollen Sie die tausend ausgewählten Stücke denn bringen, Monsieur Verne?«, fragte Pierre.

»Darüber hat sich Doktor Récine den Kopf zerbrochen.« Verne nickte seinem Stellvertreter zu. »Bitte, zeigen Sie den Herren, was Sie sich überlegt haben.«

Récine stellte sich neben den Direktor und tippte mit einem Finger gegen die Karte. »Wir bringen die Kunstwerke hierher, in den Westen Frankreichs. Dort sind sie so weit wie möglich von den Kampfhandlungen entfernt. Wir gehen nämlich davon aus, dass die Deutschen von Osten her angreifen werden. Außerdem können wir von Westen aus alles rasch nach England bringen, wenn es nötig werden sollte.«

Verne sah Pierre an. »Wie ist Ihre Meinung dazu, Colonel?«

Pierre ging an Récine vorbei zu der Karte und bedeckte den gesamten Westen Frankreichs mit der linken Hand. »Hier im Westen liegt die Küste. Das ist kein Vorteil für Sie, sondern ein Risiko. Was glauben Sie, wird Hitler als Erstes unternehmen, sobald er Frankreich unter Kontrolle hat? Er wird die Westküste sichern. Er wird die Häfen besetzen, um von dort aus den Atlantik beherrschen zu können. Doktor Récine, die Deutschen werden schneller im Westen Frankreichs sein als eine Katze, die einen Kettenblitz überholt. Es tut mir leid, das sagen zu müssen, aber wenn